

JUNG ISRAEL

Illustrierte Halbmonatsschrift
für die jüdische Jugend

Heft 2 — 1911

2. Jahrgang



VERLAG
»JUNG ISRAEL«
BERLIN SW 68

Inhalt des zweiten Heftes:

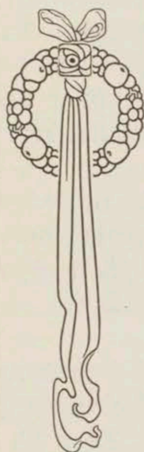
Redaktion von Jung Israel: Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraße 134

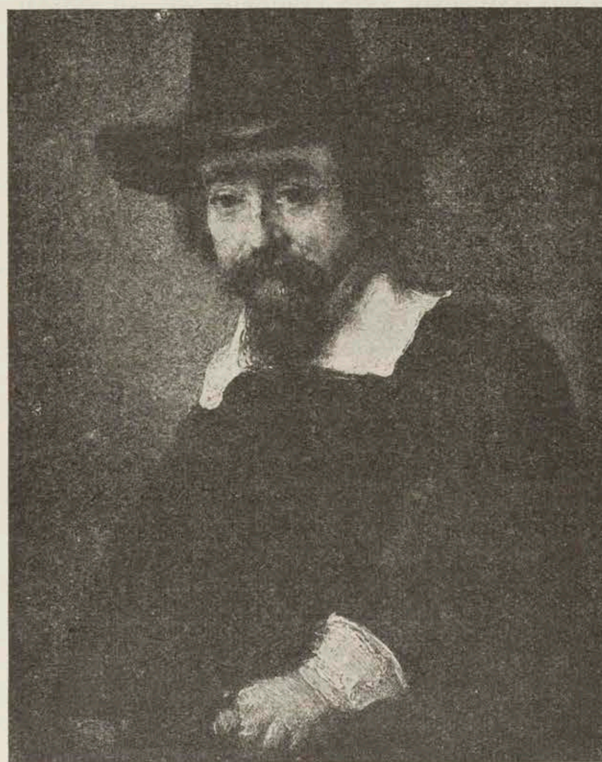
JUNG ISRAEL

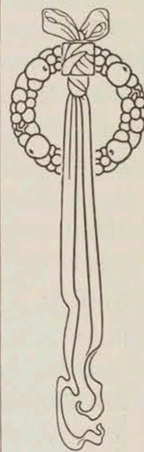
Halbmonatsschrift für die jüdische Jugend

2. Januarheft 1911

Porträt des Arztes Ephraim Bonus







Nach dem Gemälde von Rembrandt

Esther

Eine Geschichte aus dem Mittelalter von Paul Loewenstein

(Schluß)

Vergeblich beteuerte dieser seine Unschuld, vergeblich erzählte er, daß ihm selbst das gleiche Unglück mit seinem Kinde widerfahren sei; man hörte ihn garnicht an, und der erbitterte Vater des kleinen Hans warf den Juden unter den gräßlichsten Beschimpfungen und Drohungen gegen die ganze Gemeinde in das schrecklichste Gefängnis, den „Sternenkeller", wo weder Licht noch Luft den unglücklichen Gefangenen erreichen konnte.

Herzzerreißend war der Jammer der armen Frau, welche ihr Kind verloren glaubte und auch nicht hoffen konnte, ihren Gatten jemals wiederzusehen, denn man liebte damals schnelle Justiz, und wenn der Angeklagte nicht freiwillig gestand, erpreßte man ihm die Aussage auf der Folterbank, wo er sich — wenn auch unschuldig — zu jedem Verbrechen bekannte, um wenigstens ohne grausame Qualen hingerichtet zu werden. —

Die beiden Kinder spielten indessen, ohne all das Leid und das Unglück ihrer Eltern zu ahnen, auf den Feldern. Lustig jagten sie um die Wette hinter den Schmetterlingen her und pflückten ganze Hände voll bunter Frühlingsblumen. Müde von der ungewohnten Anstrengung und der Mittagshitze schliefen sie endlich im Schutze des Waldes ruhig Arm in Arm ein und träumten weiter von hübschen Schmetterlingen und bunten Blumen.

So wurden sie von einer Truppe Zigeuner, welche auch damals schon mit ihren Wagen durch die Länder zogen, aufgefunden und sogleich beschloß man, die Kinder zu rauben, um dieselben entweder zum Stehlen für die Gesellschaft abzurichten oder, falls es reicher Leute Kinder wären, ein möglichst hohes Lösegeld von den Eltern zu erpressen.

Von dem Lärm und der lauten Unterhaltung erwachten die Kleinen, weinten ängstlich als sie die vielen fremden Menschen mit den seltsamen Kleidern und den braunen Gesichtern sahen und eine Sprache hörten, die sie nicht verstanden. Vor Angst wagten sie kaum, auf die Fragen der Zigeuner zu antworten, und alles was diese erfuhren, war der unter Weinen und Schluchzen hervorgebrachte Bericht, daß sie aus der Stadt kämen und ohne jemandes Wissen durch das Tor ins Freie gelangt wären. Diese Angaben machte aber der kleine Hans allein, denn die völlig verschüchterte Esther konnte nur weinen und schluchzen.

Da drängte sich plötzlich in ihrer Herzensangst das uralte Gebet unseres Volkes das „Schemah Jisroel" auf die Lippen des kleinen Mädchens, und sie fing an, das Gebet laut und andächtig, wie sie es von der frommen Mutter gelernt hatte, herzusagen. —

Es war als wenn Gott durch ein Wunder das Gebet des Kindes erhörte. Einige jüdische Kaufleute aus Hildesheim, welche mit ihren von mehreren Stadtsoldaten bewachten Frachtwagen die Landstraße entlang zogen, hörten die hebräischen Laute und

eilten herzu. Sofort wurden die Kinder den Zigeunern abgenommen, und bald kamen sie ans Stadttor, wo der alte Pförtner voller Freude seinen verloren geglaubten Enkel umarmte. Ohne Aufenthalt eilten die wackeren Männer auf das Rathaus, führt Hans seinem überraschten Vater zu, welcher nun ohne Zögern den schuldlos gefangenen Ephraim befreite. Diesen geleitete man mit seinem wiedergefundenen Töchterchen in die Arme der vor Freude weinenden Mutter, und die ganze Gemeinde dankte von Herzen dem Vater im Himmel, welcher diesesmal seine Kinder so gnädig vor den Folgen schändlicher Verleumdung und grundloser Beschuldigung bewahrt hatte.



Mose ben Maimun



Der 20. Tebeth (20. Januar) ist der Todestag eines großen jüdischen Denkers, der zu einer Zeit, da durch unglückselige Verhältnisse alle Teile des jüdischen Volkes zersprengt waren, zu dem geistigen König der Judenheit werden sollte, um den sich alle jüdischen und auch viele mohammedanischen Gelehrten scharten.

Mose Maimun wurde am 30. März 1135 zu Cordoba als Sohn des Gelehrten Maimun geboren. Als er dreizehn Jahre alt war, wurde seine Heimatsstadt von den Mohammedanern erobert, und Juden und Christen blieb nur die Wahl zwischen Tod, Auswanderung oder Bekennung zum Islam. Die Familie Maimun entschloß sich, die Heimat zu verlassen und führte nun jahrelang ein unstetes Wanderleben, und dennoch gelang es dem Knaben Mose, sich ein vielseitiges, gründliches Wissen anzueignen. Doch es war nicht allein seine Weisheit, die ihn über alle seine Zeitgenossen erhob, sondern vor allem sein edler, willensstarker und milder Charakter.

Von Jugend auf schwebte es ihm als Ideal vor, die Welt von der Wahrheit der jüdischen Religion zu überzeugen, und bereits in seinen frühen Jünglingsjahren begann er, die Mischna zu erklären. Dabei hatte er viel mit äußerem Ungemach zu kämpfen, denn in Fez, wo sich die Familie Maimun niedergelassen hatte, mußte er zum Schein den Islam annehmen. Hier hatte er zum ersten Male Gelegenheit zu selbständigem Wirken. Seit langer Zeit gezwungen, der mohammedanischen Religion zu huldigen, waren nämlich viele Juden schwach geworden und hatten sich tatsächlich zu Mohammeds Lehre bekannt. Mose Maimunis Bestreben war es nun, die Scheinmohammedaner dem Judentum zu erhalten und ihre Anhänglichkeit an den Glauben der Väter zu stärken. Er geriet dadurch in Lebensgefahr und wäre fast getötet worden. Um der Unsicherheit zu entgehen, machte sich die Familie aufs neue auf, wanderte nach Ägypten aus und ließ sich in Kairo nieder. Hier trafen den jungen Gelehrten, der in stiller Zurückgezogenheit studierte, zwei schwere Schicksalsschläge. Zuerst verlor er den Vater, später ging ein Schiff, auf dem sich sein jüngerer Bruder David befand, der einen Juwelenhandel betrieb, im Indischen Ozean unter und mit ihm das ganze Vermögen der Familie und auch Gelder, die ihnen von Freunden anvertraut waren.

Der Kummer warf Mose auf das Krankenlager, und nur sein unerschütterliches Gottvertrauen und die Sorge für die Seinigen richtete ihn wieder auf. Um Geld zu verdienen, wandte er sich damals dem Berufe des Arztes zu, den er dann sein ganzes Leben hindurch mit so viel Geschick ausgeübt hat, daß der edle Saladin, der die Herrschaft über Ägypten erlangt hatte, ihn an seinen Hof

berief, und der englische König Richard Löwenherz ihn später zu seinem Leibarzt ernennen wollte. Daneben verwaltete Maimun das Amt des Rabbiners von Kairo und spendete durch Briefe und Schriften auch anderen jüdischen Gemeinden Rat und Trost bei Verfolgungen. Mitten unter allen seinen Pflichten vollendete aber Maimun die drei großartigen Werke, die seinen unauslöschlichen Ruhm begründen sollten: die Erklärung der Mischna, ein neues Religionsgesetzbuch, Mischna-Thora genannt, und endlich ein philosophisches Werk, den „Führer der Irrenden". Diese Werke, deren Ideen nach Maimunis Tode die Judenheit in zwei Lager spalten sollten, riefen eine gewaltige Aufregung unter den jüdischen Gelehrten hervor, noch nach Jahrhunderten wurden heiße Meinungskämpfe um die Anerkennung der darin ausgesprochenen Ansichten geführt, und die jüdischen Denker aller Zeiten haben aus diesen Wissensquellen geschöpft.

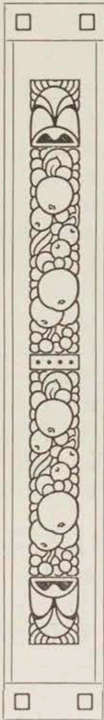
Unter unermüdlicher Arbeit neigte sich endlich Moses Leben seinem Ende zu, nachdem er noch die Genugtuung erlebt hatte, huldigende Botschaften von Juden aller Länder zu erhalten. So sandte ihm der provenzalische Dichter Charisi Verse, in denen er sang:

Ein Engel Gottes bist du,
Bist in Gottes Bild erschaffen,
Trägst auch menschliche Züge du.

Im Alter von 70 Jahren starb Mose Maimuni, und drei Tage lang begingen Juden und Mohammedaner öffentliche Trauer um ihn. Seine Leiche wurde nach Tiberias gebracht. Die Sage erzählt, Beduinen hätten die Führer des Sarges unterwegs angefallen, doch vermochten sie nicht, den Sarg von der Stelle zu heben, und, bewegt von dem Wunder, schlossen sie sich dem Trauerzuge an und gaben ihm das Geleite bis zur Grabesstätte.

Ghetto

Von Abraham Reisen (Warschau)



Ein finsteres Loch,
Zwei Decken darein,
Und muß doch acht Menschen
Zur Wohnstatt sein.

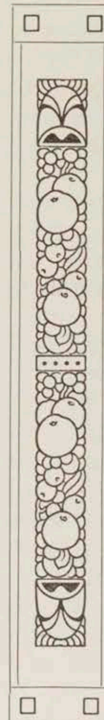
Bei Tag auf der Gasse;
Doch kommt die Nacht —
Im finsteren Loch,
Wie schlafen die Acht?

Bei der Mutter drei Mädchen,
Beim Vater drei Jungen —
Hände und Füße
Zu Knäueln verschlungen.

Es betet die Mutter:
„Sieh, Herr, die Not!
Erbarme dich, Vater,
Und schick' mir den Tod!

Eng wird's auch im Grabe
Und finster sein —
Aber im Grabe
Liegt jedes allein."

(Aus dem Jüdischen von Berthold Feiwel.)



Vom Schuster, der ein Schneider werden wollte

Von Walter Lewin

Eine Geschichte sollt Ihr heute hören von einem Schuster, der eines Tages seines Handwerks überdrüssig wurde und dem es dadurch sehr übel ging.

Wenn Ihr die Geschichte zu Ende gelesen habt, dann sollt Ihr selbst sagen, ob nicht das Schicksal des törichten Schusterleins ein wenig Ähnlichkeit mit dem Schicksal mancher Juden hat. Also hört:

In einer deutschen Stadt — wißt Ihr, so eine mit alten, grauen Türmen, geheimnisvollen Torbögen und bunten lustigen Häusern — da lebten vor langer Zeit zwei brave Handwerksleute, ein Schneider und ein Schuster. Sie vertrugen sich gut, denn sie wohnten in derselben Straße einander gegenüber und wenn sie werktags beim lieben Sonnenschein am offenen Fenster arbeiteten, dann flog wohl manch lustiges Wort über die enge Gasse. Sonntags aber zogen Schneider und Schuster mit Frauen und Kindern zum Stadttor in die freie Natur hinaus.

Der Schneider verdiente ein gutes Stück Geld und wurde von Tag zu Tag reicher. Der Schuster aber, wer weiß warum, konnte nie so recht auf einen grünen Zweig kommen. Es kam vielleicht daher, daß ihm sein Handwerk nicht vornehm genug erschien und er seinen Freund, den Schneider, im Innern ein wenig um das vornehme Schneiderhandwerk beneidete.

Wie der Schuster nun sah, daß sein Freund immer reicher wurde, beschloß er eines schönen Tages, Schuhe Schuhe sein zu lassen und sich auf das Schneiderhandwerk zu verlegen. Da er es aber nicht von Grund auf gelernt und nur ein wenig dem Schneider abgesehen hatte, wurden seine Kleider nicht so schön wie die des Schneiders. Der, ja der hatte den Schuster ausgelacht, als er ihm erzählte, er wolle Schneider werden. Aber bald sollte es anders werden.

Als nämlich der Schusterschneider sah, daß die Bürgersleute seine Kleider nicht kauften, kam ihm ein neuer Gedanke. Er wollte seine Kleider billiger verkaufen als sein Freund und die schlechte Arbeit durch auffallenden Schmuck verdecken. Ja, da kamen mit einem Male die Bürger in seine Werkstatt und kauften bei ihm. Als das der rechte Schneider sah, lachte er nicht mehr. Jetzt saßen beide hinter geschlossenen Fenstern, und sahen sie sich, dann schnitten sie sich Grimassen. Ihre Frauen zankten, und ihre Kinder schlugen sich. Kurzum: die alte Freundschaft war aus.

Nach einigen Tagen kamen nun aber die Bürgersleute wieder in des Schusterschneiders Werkstätte herein und klagten, die Kleider hielten nicht und seien schlecht und sie wollten sie nicht behalten. Da brauste aber unser Schusterschneider auf: Sie hätten die Kleider gekauft und sie müßten sie behalten und damit Punktum. Jetzt gingen die Bürger vor Gericht und verklagten den trügerischen Schneider; der mußte nun ins dunkle Turmgefängnis wandern. Seine Frau weinte jämmerlich, aber der Schneider lachte von drüben höhnisch dazu.

Nun, im Loch, da kamen dem Schuster doch andere Gedanken, ihm war recht weh zu Mut; da nahm er sich vor, die Schneiderei aufzugeben und wieder als Schuster

schlecht und recht sein Geld zu verdienen. Als er aus dem Turmloch nach Hause kam, holte er seinen alten, verstaubten Schusterschemel hervor und schusterte tüchtig drauf los. Er verdiente genug; Scherereien hatte er keine mehr, das Schneiderhandwerk kam ihm nicht mehr so verlockend vor, und als die Sonne wieder einmal freundlich in die Werkstatt schien, da öffnete er die Fenster; der Schneider von drüben tat dasselbe und nicht lange, da flogen wieder die alten munteren Scherzworte über die Gasse.

Am nächsten Feiertag aber sah man Schuster und Schneider mit Frauen und Kindern zum Stadttor hinausspazieren.

Der Schuster hatte eben gelernt, daß der alte Spruch doch recht hat, der da sagt: „Schuster bleib bei deinem Leisten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Versteht Ihr nun, wie die Geschichte gemeint ist?

Die Juden haben auch eine Zeitlang gedacht — und manche denken's noch heute — ihr Judentum wäre nicht vornehm genug und sie müßten es in die Ecke stellen und anderes dafür eintauschen. Ich glaube aber, liebe Kinder, dabei ist es ihnen genau so schlecht gegangen wie dem Schuster, der Schneider werden wollte, und es wird ihnen weiter so schlecht gehen, wenn sie das Sprichwort: „Schuster, bleib bei deinem Leisten" nicht beherzigen.

Meint Ihr nicht auch?

Legende

Kaiser Trajan und der Rabbi

(Herrn Seminar-Oberlehrer Resch zugeeignet.)

Zum Rabbi gewendet sprach Kaiser Trajan:
„Ich hörte im Römervolk sagen,
Es betet Dein Volk einen Schöpfer an,
Der Herr ist seit ewigen Tagen.

Nun wohl! Ist Dein Gott nicht ein leeres Phantom,
Erdichtet für Schwache und Frauen,
So sag' ihm, es wünsche der Kaiser von Rom
Den Gott der Judäer zu schauen!" —

Die spöttischen Worte verklangen im Raum
Wie fallende Steine im Bronnen. — —
Der Rabbi stand schweigend, als hätt' ihm ein Traum
Das sinnende Antlitz umsponnen.

Doch plötzlich verklärte sein Auge ein Schein,
Als ob er Verborgenes sähe;
Als wüchs' er hinaus über irdisches Sein
Und fühlte die göttliche Nähe.

Er schlug seine Augen zum Kaiser auf,
Und es klang wie der Ton von Fanfaren:
„Des Ewigen Hand lenkt den Weltenlauf
Seit ewigen, ewigen Jahren.

Voll Weisheit führt Gott aller Menschen Geschick.
Gesegnet sind, die Ihm vertrauen.
Doch nimmer vermochte ein menschlicher Blick
Sein heiliges Antlitz zu schauen."

Trajan schürzte spöttisch den herrischen Mund.
„Wer kann mir die Wahrheit bezeugen?
Läßt Du mich ihn sehen zu selbiger Stund',
So will ich mein Knie vor ihm beugen!"

Die Sonne schien brennend zur Mittagszeit —
Ein Schweigen lag über den Gassen,
Als hätten die Menschen auf Meilen weit
Die prunkende Hauptstadt verlassen.

Da führte der Rabbi den Kaiser aufs Feld
Und sagte mit demüt'gem Neigen:
„Ich will Dir, bevor Du den Herrn der Welt
Erschaust, seinen Diener erst zeigen."

Trajan trat begierig drei Schritte vor,
Als gält' es sein Wohl oder Wehe — —
Da trafen die Worte des Rabbi sein Ohr:
„Erhebe Dein Auge zur Höhe."

Der Kaiser befolgte des Rabbi Gebot,
Doch gleich schloß er zuckend die Augen.
„Du sinnloser Tor!" schrie er zornesrot,
„Wozu soll Dein Scherzen wohl taugen?"

Da sagte der Rabbi mit bleichem Gesicht:
„Mein Kaiser, Du magst mir vergeben.
Dein Auge durchdringt seine Schöpfung nicht —
Wie willst Du's zum Schöpfer erheben?

So groß ist der Glanz seiner Majestät,
Daß niemand vermag ihn zu sehen.
Die Seele erst wird, wenn der Körper verweht
Gewürdigt, zu Gott einzugehen."

Der Kaiser blieb schweigend und in sich gekehrt —
Ein Sehnen durchzog seine Mienen — — —
Trajan hat den Juden fortan nicht verwehrt,
Dem einigen Gotte zu dienen.

Sara Kassriel.

Jüdische Ärzte

(zu dem Rembrandtschen Porträt des jüdischen Arztes Ephraim Bonus)

Bei keinem anderen Volke hat ein bestimmter Stand, nämlich der des Arztes, so viele bedeutende Männer hervorgebracht wie bei den Juden. Das ganze Mittelalter hindurch finden wir jüdische Ärzte in den Städten aller Länder, ja selbst als Leibärzte an den Höfen der Könige.

Abgesehen von großen Dichtern und Gelehrten, die das ärztliche Gewerbe nur nebenbei als Broterwerb betrieben, finden wir auch viele Mediziner, die ihre einflußreiche Stellung an Herrscherhöfen dazu benutzten, ihren verfolgten Volksgenossen mildere Gesetze zu erwirken.

In Zeiten der Judenverfolgungen verbot die christliche Kirche ihren Anhängern immer wieder, sich von Juden behandeln zu lassen, und stets aufs neue wurde bei Not und Krankheit dieses Gebot übertreten.

Andererseit hat der Judenhaß des Volkes sich auch nicht gescheut, diese weisen und oft so edlen Männer zu verdächtigen; wenn irgendein Großer im Reiche einen plötzlichen Tod fand oder aus unbekannten Ursachen dahinsiechte, dann waren meistens gleich Lästerzungen zur Stelle, die einen jüdischen Arzt beschuldigten, den Unglücklichen durch Gift getötet zu haben.

Schon seit uralten Zeiten war die Heilkunde, deren Ausübung in den Händen der Leviten lag, bei den Juden heimisch. Der Aberglaube der Zeit aber, der sich bei Krankheiten an Dämonenbeschwörer wandte, welche die angeblichen bösen Geister austreiben sollten, stand zuerst dem Werk des Arztes im Wege. Auch gab es viele, die da glaubten, daß Krankheiten nur durch Gebete zu Gott verhütet werden könnten.

Mit zunehmender Erkenntnis wuchs aber die Bedeutung der ärztlichen Kunst bei den Juden. Unter der Fülle glänzender Namen, die der Ärztestand aufzuweisen hat, seien nur einige erwähnt:

Chasdaï ben Isaak Ibn-Schaprut, der einflußreiche Minister des Kalifen, schuf in Andalusien eine neue Stätte jüdischen Geisteslebens und machte die Förderung des Judentums zu seiner Lebensaufgabe.

Jehuda Halevy ging bei seiner Beschäftigung mit der Heilung des Leibes der hohe Schwung der Seele nicht verloren. Er war ein vollendeter Dichter, zuerst leichter, froher Lieder, später jener unsterblichen, ergreifenden Zionsgesänge.

Mose ben Maimun, der die Einheit des Judentums verkündete, wurde der geistige König der Judenheit.

Zur Zeit, da Saad-Addaula am Hofe des persisch-mongolischen Herrschers Minister war, strömten Juden aus aller Herren Länder in Persien zusammen, um sich in der Gunst ihres großen Beschützers zu sonnen.

Unter Joaño II. von Portugal finden wir gleich zwei große jüdische Ärzte, Juda Leon Medigo Abrabanel, der die Ausweisung der Juden aus Neapel zu hintertreiben wußte, und den königlichen Leibarzt Joseph Vecinho, den Erfinder wichtiger astronomischer Hilfsmittel, mit deren Hilfe Vasco de Gama und Columbus ihre Ziele erreichten.

Auch in neuer und allerneuester Zeit haben Juden als Ärzte Großes geleistet.

Das Bild eines jüdischen Arztes aus Amsterdam, wohin sich viele der aus Spanien vertriebenen Juden gewandt hatten, haben wir dem Maler Rembrandt zu verdanken. Wir sehen, wie der körperlich kleine Dr. Ephraim Bonus die Treppe im Hause eines Patienten herabgestiegen kommt. Auf seinem geistvollen, ernst bewegten Gesicht scheint die Frage zu schweben: War das Mittel, das ich verschrieb, auch das richtige? Kann es den Kranken noch retten? Oder soll ich noch einmal umkehren und ihm etwas vielleicht noch Heilsameres geben? H. H. C.



Ottiama

Erzählung von Alessandro Carasso



Ein großer weißer Hund lief mit hängenden Ohren durch die Gäßchen des Judenviertels.

Vor jeder Haustür blieb er stehen und beschnupperte mit geblähten Nüstern alles was davor lag; doch ein paar Kiesel und einige welke Blätter waren alles, was er fand.

An seinen hastigen Bewegungen, den wilden Sprüngen, mit denen er auf die verstreut liegenden Gegenstände losfuhr, konnte man sehen, daß er von fürchterlichem Hunger gequält wurde. Aber keinen Laut gab er von sich, nicht einmal ein mißvergnügtes Knurren.

Es war etwa um die Mittagszeit. Die Sonne stand ruhig mitten am Himmel und grüßte freundlich mit ihren goldenen Strahlen die erschöpfte Erde. Ganz still war es ringsum; kein Wanderer, kein Wagen störte die Ruhe, und das ausgehungerte Tier spürte weiter umher.



Rebekka und Eleasar am Brunnen
Verlag von Rudolf Schiek & Co., Leipzig

Aber da erklang plötzlich aus einer Haustür eine heisere Knabenstimme:

„Ottiama!“

Der Hund horchte auf.

Vor ihm stand ein barfüßiger und barhäuptiger Junge mit stechenden grauen Augen und einer Schmutznase. Sein Anzug bestand aus einem Paar zerfetzter Hosen und einem unsauberen Hemd.

„Komm her, Ottiama, komm her!“ rief der Junge und warf ihm einen scharfen grauen Kiesel zu.

Der Hund knurrte ärgerlich und lief weiter die stillen Gäßchen entlang. Der Bengel lief ihm nach und jagte ihn.

Sein Hundeherz wurde ganz gerührt als er sich bei seinem alten Namen gerufen hörte, dem Namen, den er schon fast vergessen hatte. In seinem schwer herabhängenden Kopfe fing das Gehirn an zu arbeiten, und die großen schwarzen, leuchtenden Augen wurden feucht. Er sah plötzlich seine jüngste Vergangenheit vor sich, und ein kläglicher Seufzer drang hervor aus seiner kranken Brust.

Er erinnerte sich des schwarzhaarigen Fleischers, der ihm vor noch nicht langer Zeit ein so guter Herr gewesen war. Täglich hatte man ihm einen Knochen aufgehoben, recht voll Mark, wie er es so gerne aß. Und dann all das Gekröse und die Abfälle, die es in der Fleischerei für ihn gab! —

Und heute muß man sich nun ganze Tage lang hungrig umherschleppen.

Ach die lieben, schönen Tage — wo sind sie geblieben?

Sein Betragen war doch wirklich immer recht gut. Niemals hatte er ohne Erlaubnis auch nur ein einziges Stück Fleisch aus dem Laden genommen. Im Gegenteil, er hatte manchmal tolle Kämpfe mit anderen Hunden ausfechten müssen, wenn diese Fleischstücke stehlen wollten. Deshalb hatten ihn auch alle lieb. Die Hausfrau sorgte jeden Tag dafür, daß er die Überreste der Mahlzeiten bekam. Und nun erst die Kinder — wie gut waren die zu ihm!

Jede Speise teilten sie mit ihm und nahmen ihn überall mit hin; sie streichelten und herzten, ja, sie küßten ihn sogar. Ach, wo sind sie jetzt, die lieben Kinder?

Ottiama erinnerte sich noch, wie einst, an einem lauen Frühlingsabend, im Hause seines Herrn das Unterste zu oberst gekehrt wurde. Man schaffte Sachen fort, man packte ein (an diesem Abend gab es nicht einmal Fleisch zum Abendbrot). Am nächsten Morgen, ganz zeitig, kam dann ein großer, von zwei mageren braunen Pferden gezogener Wagen angeschwankt, und dahin brachte man alle die verpackten Sachen. Dann kamen furchtbar viele Menschen, die alle den Herrn und seine Kinder umarmten und küßten. Und wie nun der Wagen mit all den Sachen fortschwankte, da kamen die drei Kinder und herzten und küßten auch ihn, Ottiama. Noch inniger als die anderen umhalste und küßte ihn das kleine Mädchen mit der weißen Haut; ihr weiches, volles Haar ließ sie auf seinen Kopf niederfallen, und ihre heißen Händchen legte sie mit liebevoller Zärtlichkeit um seinen Nacken.

Dann kam die Hausfrau und reichte ihm eine Menge weicher, weißer Brotstücke. Endlich nahm sie die Kleine auf den Arm und trug sie in den Wagen. Die aber rief weinend: „Ottiama! Ottiama!"

Ach, wie das Ottiama ins Herz schnitt, wie weh es ihm tat!

Eine weite Strecke lief er dem Wagen nach. Aber auf der freien Ebene konnte er noch mehrere andere große Wagen herankommen sehen; die hatten Fenster, aber keine Pferde. Da hinein stiegen die Eltern mit den Kindern, und nach einer Weile pfiff der Wagen ganz laut und verschwand. Und solche pfeifenden Wagen — nein, mit denen konnte es Ottiama nicht aufnehmen.

Seit jenem Tage aber hatte er seine Herrschaft und die Kinder nie mehr wieder gesehen, und einen anderen Herrn hatte er nicht finden können. —

Ottiamas Pupillen wurden noch größer und er ließ den Kopf noch tiefer hängen, als er sah, daß der zerlumpte Bengel ihn durchaus nicht in Frieden lassen wollte.

Plötzlich schlug Stimmengewirr an sein Ohr, und eine große, lärmende Schar

von Kindern kam auf ihn zugestürzt. Eines der Kinder setzte sich auf den Hund und ergriff ihn beim Schwanze, ein anderes bei den Ohren. Ein Lümmel mit verschmitztem Gesicht bohrte ihm den Finger in den Rücken. Die anderen Bengel heulten und wanden sich vor Vergnügen.

Das arme Tier litt jämmerlich. Erst wollte er bellen, aber der wühlende Hunger machte ihn ganz schwach und raubte ihm den Atem. Er dachte gar nicht daran, um sich zu beißen — er hatte noch nie ein Kind gebissen. Nur den Kopf erhob er drohend. Kaum erblickte die Kinderschar die beiden Reihen weißer, spitziger Zähne, da stob sie erschrocken auseinander.

Der endlich befreite Ottiama schlich sich beiseite.

Von der anderen Seite der Straße her kam gebückt und langsam ein Greis mit langem, weißem Bart. Im Augenblick hatte der Hund ihn erkannt. Oft genug hatte er ihn mit seiner schwächlichen Drehorgel bei seinem Herrn gesehen, und die mildtätige Herrin hatte niemals vergessen, eine klingende Kupfermünze in sein Büchschen zu werfen.

Kaum hatten die Jungen den Greis bemerkt, als sie sich mit lautem Geschrei auf ihn stürzten. Er lächelte gutmütig und flüchtete unter den nächsten Torbogen. Aber auch dorthin verfolgte der böse Barfüßige den Alten und ergriff ihn beim Mantel.

Ottiama ließ ein dumpfes Knurren vernehmen und ging auf den Angreifer zu. Der zerlumpte Kleine zerrte am Mantel des Alten und lachte wild.

Der Mann zitterte am ganzen Leibe und bat die Knaben mit rührender Stimme, ihn in Ruhe zu lassen. Aber sie lachten nur noch lauter, und immer neue Angreifer gesellten sich zu ihnen.

Endlich wurde der Greis wütend und versuchte, sich mit seinen schwachen alten Händen zu verteidigen. Aber die Jungen griffen den Armen von allen Seiten an, sodaß der Ärmste verzweifelt zu schreien anfing; aber sein Geschrei wurde übertönt von dem Lärmen der Kinder.

Da nahm der Greis alle seine Kräfte zusammen, und es gelang ihm auch wirklich, ihnen den Mantel zu entreißen.

Der Zerlumpte wollte aber seine Beute nicht fahren lassen und hing sich nunmehr an den weißen, verwilderten Bart des Alten.

Ottiamas Knurren wurde noch dumpfer, und seine Augen leuchteten in heftigem Zorn.

Erschreckt versuchte der Greis noch einige Augenblicke sich gegen drei der Schelme zu verteidigen. Vergebens. Da stürzte sich plötzlich der Hund mitten unter sie, ergriff mit den Pfoten das schmutzige Hemd des Taugenichts und biß ihn mit den scharfen Zähnen fürchterlich in den Arm.

Erstaunt und erschrocken ließ der Junge den Bart des unglücklichen Alten fahren und heulte: „Hilfe — H—i—l—f—e!“

Die anderen retten sich in wilder Flucht.

Mühsam richtete sich der Greis auf, warf seinem Retter in der Not einen dankbaren Blick zu und versuchte, den Bösewicht zu befreien. Aber der Hund wollte ihn nicht loslassen und hielt den Lümmel solange fest, bis der alte Mann verschwunden war.

Dann, als er sah, daß die Gefahr für den Alten vorbei war, ließ er den heulenden Jungen los und folgte den Spuren des Greises.

Aus dem Französischen von E. A. N.

Im Schnee

Ein Märchen von Helmuth Priester

Der Sturm raste durch die Straßen. Draußen in der Villenvorstadt pfiff er um die feinen kleinen Häuschen, als wollte er sie umblasen, an den entblößten Ästen der Bäume riß und zauste er und wehte den frischgefallenen Schnee gleich wieder herunter. Denn es hatte den ganzen Vormittag geschneit und immer, wenn der Sturm sich ein Weilchen verzog, begannen aufs neue die dichten, schweren Flocken herabzuschweben.

Die kleine Ruth saß mit ihrer Puppe in der Kinderstube und starrte in die tanzenden Flämmchen des Kaminfeuers. So recht behaglich und zufrieden fühlte sie sich — denn wenn auch draußen das Wetter tobte, so hatte sie doch hier ihr freundliches Zimmer, und dazu war es noch Freitag nachmittag — da würde nun bald Mutter die Feiertagskerzen entzünden und Vater mit den schönsten Früchten in der Tasche aus der Stadt heimkehren. So dachte Ruth, wiegte ihr müdes Püppchen und summte ihm ein Schlummerlied.

Draußen vor dem Hause, auf der anderen Seite der Straße saß, wie immer, der kleine Krüppel auf einer Bank und hielt seinen Wachsstreichhölzer-Kasten mit steifen Fingern vor sich hin, wie er das seit einem Jahr tagaus, tagein, in Wind und Wetter getan. Auch er wartete sehnsüchtig auf die Feiertagslichter, die nun bald in dem Hause drüben erstrahlen würden! Auch ihm, dem kleinen Streichholzhändler mit den schwarzen, verträumten Augen, hatte einst vor Jahren, als er noch ein kleines, gesundes Bübchen war und fern in Rußland in dem schönen Hause wohnte, das später der rohe Pöbel zerstörte, an jedem Freitagabend die Mutter festliche Kerzen entzündet, und der Großvater hatte ihn aufs Knie genommen und ihm eine seltsame Geschichte nach der anderen erzählt, von denen er damals noch nichts verstand. Später war dann alles anders geworden — in einer schrecklichen Nacht hatten sie vor dem wütenden Volk fliehen müssen, wobei ein roher Steinwurf dem kleinen Jacob das Bein zerschmetterte. Dann waren sie lange arm und elend umhergeirrt, bis Vater und Mutter starben und der kleine Knabe Unterkunft bei einem Onkel fand, der ihn, selbst zu arm, um sich und die Seinen zu erhalten, mit der Wachsstreichhölzer-Kiste hausieren schickte.

So saß denn der arme Junge Tag für Tag einsam auf seiner Bank, von Hunger und Kälte oder glühender Hitze gequält und wartete darauf, daß ihm ein Vorübergehender einen Nickel zuwerfen sollte. Und doch war er nicht allein, wenn er da so saß, denn ihn umgaben tausend bunte Bilder, tausend schattenhafte Gestalten, die sich zu ihm gesellten, mit ihm Zwiesprache hielten und entfernte Länder und Zeiten vor dem Blick des kleinen Betteljungen erschlossen. Das waren all die Gestalten und Länder, die in den Geschichten des Großvaters vorgekommen waren und die nun in seinen Herzen wieder aufwachten. So saß eigentlich nur der Körper des kleinen Jacob auf der Bank an der Straßenecke — sein Geist durchlebte herrliche, geheimnisvolle Stunden im Märchenlande.

Nun war es aber sonderbar mit Jacobs Träumen bestellt: in jedem einzelnen kam eine wunderschöne kleine Prinzessin vor, die alle Hungrigen speiste, alle Traurigen froh machte und die Ruth hieß und genau so aussah wie das schöne kleine Mädchen dort drüben in dem vornehmen Hause.

Als Jacob zum ersten Male hier auf der Bank gesessen hatte, war sie mit ihrem Fräulein an ihm vorbeigegangen, in einem feinen Seidenmäntelchen und einem Hut mit flatternden Bändern; da hatte sie dem armen Knaben ein kleines Geldstück gegeben und ihn freundlich angelächelt. Seitdem zog es Jacob jeden Tag aufs neue zu dieser Stelle, wo er ihre Fenster sehen konnte und wo er täglich sehnsüchtig wartete, daß sie mit der Mutter oder dem Fräulein aus dem Hause treten und ihn anlächeln sollte. Und dazwischen träumte er seine wachen Träume von Rahel und Rotkäppchen, von Myriam und Schneewittchen, von Rebekka und Dornröschen — aber immer hieß die Heldin Ruth, und immer war der verwunschene Prinz, den sie erlöste, ein kleiner Krüppel, der sich plötzlich in einen strahlenden Prinzen verwandelte.

Aber auch andere Träume besuchten den Knaben, und die kamen besonders, wenn drüben in Ruths Hause die Feiertagslichter angezündet und gesegnet wurden; dann klangen ihm Worte im Ohr, die er einst als Kind gehört und nie vergessen hatte, Worte, die jene Zeit schilderten, die einst kommen würde, wo es kein Leid, keinen Haß mehr gab, und von der es heißt: dann ruht der Löwe bei den Lämmern, und ein kleiner Knabe hütet sie. In solchen Stunden grübelte Jacob, wie man es anfangen könne, daß es keine hungrigen jüdischen Kinder, keine Verfolgungen und grausamen Ungerechtigkeiten mehr gäbe. Dann leuchteten manchmal seine Augen, denn nun war er Judas Makkabäus oder Bar-Kochba der Held, dem Prinzessin Ruth den Siegeskranz auf die Locken drückte. Erst wenn es 10 Uhr schlug, wachte er auf und war wieder der kleine Krüppel, der seine Krücken ergriff und heimhumpelte in das schmutzige, armselige Judenviertel fern im Osten der Stadt.

Heute nun wollte der wütende Sturm, der ihn fast umzureißen drohte, die Träume nicht recht aufkommen lassen — aber Jacob hatte noch so wenig verkauft, daß er sich nicht getraute, heimzugehen, und so blieb er denn, von Kälte geschüttelt, in der menschenleeren Straße sitzen, die Augen unverwandt auf die Fenster drüben im Erdgeschoß gerichtet.

(Schluß folgt).

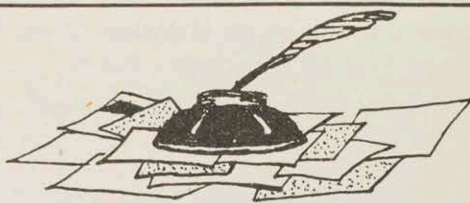
Der Rabbi und der Hund

Ein Rabbi machte einen Spaziergang mit seinen Schülern und belehrte sie unterwegs, daß ein weiser Mann dank seinem Wissen alle Gefahren bestehen könne. Wie er noch sprach, sprang ein Hund aus einem Bauernhause und rannte mit lautem Gebell auf die Spaziergänger zu. Der Rabbi lief, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, auf einen nahen Wald zu, und die Schüler folgten ihm. Als sie in Sicherheit waren, sagte einer der Knaben:

„Rabbi, weshalb seid Ihr denn gerannt, als ob euch der Todesengel verfolgte? Euch mit all Eurer Weisheit ist es doch bekannt, daß Hunde, die viel bellen, nicht beißen.“

„Gewiß,“ entgegnete der Rabb , „wohl weiß ich das — aber weiß der Hund es auch?“

Plauderecke



Meine lieben Kinder!

Nun stecken wir alle schon wieder mitten in der Arbeit, und von den schönen Chanukahtagen ist nichts mehr übrig als die Erinnerung. Gewiß seid Ihr schon dabei, der Briefkastentante Eure Erlebnisse mitzuteilen, und ich bin schon sehr gespannt, welche meiner Neffen und Nichten den Preis erhalten werden.

Da Ihr also ohnehin in Gedanken noch mit dem Chanukahfest beschäftigt seid, so will ich Euch — wenn auch ein bißchen verspätet — von der eigenartigen und erhebenden Chanukahfeier erzählen, die auch in diesem Jahre, wie alljährlich, in der Londoner Zentral-Synagoge von den jüdischen Mannschaften der Armee und Marine begangen worden ist.

Es war nicht leicht für den Rabbiner Adler, der die Feier zu leiten hatte, die jüdischen Mannschaften in seine Synagoge hineinzubekommen, denn viele von ihnen wußten gar nichts von der Chanukahfeier, und ihr Regiment tat auch nichts dazu, sie darauf hinzuweisen. Es ist ja überhaupt in England schwer, die jüdischen Soldaten und Seeleute von ihren christlichen Brüdern zu unterscheiden, da man niemanden nach seiner Religion fragt, und auch dort gibt es leider nur allzu viele, die ihr Judentum verbergen und von der Teilnahme an einem jüdischen Gottesdienst nichts wissen wollen. So mußte sich denn der Rabbiner Adler in vielen Fällen aufs Geratewohl an Leute wenden, wobei es ihm auch widerfuhr, daß er eine grobe Antwort von einem christlichen Offizier mit jüdischem Namen erhielt (der Grobian mußte sich allerdings auf Befehl seines Vorgesetzten später entschuldigen).

Schließlich versammelte sich aber doch eine ganze Schar von Matrosen und Soldaten verschiedener Truppen, insgesamt 184 sowie 24 Offiziere an dem Treffpunkt. Auch 10 amerikanische Matrosen waren erschienen und ein neugegründeter Verein jüdischer Militär-Krankenpflegerinnen, die mit ihren Uniformen und roten Armbinden das Bild noch bunter machten.

Unter den Klängen des Chanukahliedes, gespielt von einer Militärkapelle, setzte sich der von einem jüdischen Oberst angeführte Zug in Bewegung und marschierte durch die Londoner Straßen nach der Synagoge. Dort hielt Rabbiner Adler eine zündende Predigt, in der er von den Helden der Makkabäerzeit sprach und von denen, die heute auf dem Schlachtfelde den Heldentod erleiden für das Land, das ihnen Aufnahme gewährt hat. Der 116 jüdischen Soldaten gedachte er, die im Burenkriege gefallen sind und ermahnte die Zuhörer, auch ferner England die Treue zu wahren.

Mit „Olenu", dann dem Gesang von „Moaus zur" und endlich der Nationalhymne „God save the King" endete die Feier. Am Abend vereinigten sich die jüdischen Krieger zu einem fröhlichen Gelage, wobei Briefe vorgelesen wurden von Kameraden in Südafrika, British Columbia, Alexandria, Khartum, Rangoon und Westaustralien, die auch in der Ferne der Chanukahfeier gedacht hatten.

Hättet Ihr nicht gewünscht, dabei sein zu können, liebe Kinder, um den Zug der strammen jüdischen Soldaten durch die Straßen marschieren zu sehen?

Seid gegrüßt von

der Plaudertante.

Preisaufgabe

Alle Neffen und Nichten werden hierdurch aufgefordert, kleine Aufsätze einzusenden über das Thema: „Wie ich Chanukah verbrachte". Wer etwas besonders Interessantes erlebt hat, der schildere es, oder man setze ein erdichtetes Kind (oder eine Blume, ein Chanukahlicht oder ähnliches) an die Stelle des Erzählers und lasse dieses berichten. Die Einsender der drei besten Arbeiten erhalten:

1. Preis: Max Nordau, Märchen,
2. - ein gerahmtes biblisches Bild,
3. - eine Serie Postkarten nach Bildern jüdischer Meister.

Außerdem werden die drei besten Arbeiten in „Jung Israel" veröffentlicht.

Die Aufsätze, die auf einseitig beschriebenen Bogen bis zum 31. Januar 1911 in den Händen der Redaktion, Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 134, sein müssen, sollen ein Kennwort tragen. Den Arbeiten muß ein geschlossenes Kuwert, das den Namen des Einsenders enthält, beiliegen.

Briefkasten

Sigmund Baer. Solch ein schönes Chanukahfest lasse ich mir gefallen; warum hast Du denn Deine Schilderung nicht als Lösung der Preisaufgabe eingeschickt?

Sally Paretzkin, Königsberg. Herzlichen Dank für den schönen hebräischen Brief.

Theodor Alfons Werner, Iglau. Nun weiß ich doch wenigstens Bescheid wer Du bist. Da Du nach Theodor Herzl benannt bist, bemühst Du Dich sicher, diesem leuchtenden Vorbild nachzustreben.

Hans Goldberg, Berlin. Du mußt mir erst sagen, welchen Zweck Dein Verein haben soll; dann können wir vielleicht durch den „Briefkasten" Teilnehmer suchen.

Max Ullmann, Schweinfurt. Ob das Schwesterchen nun das Rätsel löst?

Gertrud Blau. Dein Rätsel kam leider zu spät.

Martin Abraham, Berlin. Wir haben schon einmal ein ähnliches Rätsel gebracht.

Else Cohn, Frankfurt a. M. Besten Dank für Deine schöne Schilderung von Eurem Chanukahfest. Auch bei Dir bedauere ich es, daß Du Dich nicht an dem Wettbewerb beteiligt hast.

Jacob Meyer, Berlin. Lieber Jacob, bitte schicke der Briefkastentante für die nächsten vier Wochen keine Gedichte. Wie soll sie denn zur Zeit mit „Jung Israel" fertig werden, wenn sie das alles lesen muß? Noch dazu wo Deine Verse — nun, vielleicht lernst Du das Dichten mit der Zeit noch!

Rätselecke

Zur Beachtung!

I. Nur die Namen von Einsendern, deren Rätsellösungen spätestens eine Woche vor Erscheinen jeder neuen Nummer in den Händen der Redaktion von „Jung-Israel", Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 134, sind, können veröffentlicht werden.

II. Briefkastenkinder, die Rätselaufgaben einsenden, müssen diese sauber auf einen besonderen Bogen schreiben und die Auflösung mitangeben.

Auflösung der Rätsel aus Heft 1:

I.

Guter Name ist besser als Reichtum.

II.

Ramses
Iltis
Simson
Chophni
Habakuk
Oppenheim
Nadab
Laban
Elster
Zalumni
Isachar
Ochsenkopf
Nudelschalet

} Rischon le Zion

Rätsel

I

Note, machtvoll, Terrine, finden, Erbse, Tisch.

Jedem der obigen Worte sind einige Buchstaben zu entnehmen. Dieselben ergeben zusammen ein Sprichwort.

(Eingesandt von Werner Nissel, Königsberg.)

II.

Visitenkartenrätsel

Herta Jach

Wie alt ist die Besitzerin der Worte?

(Eingesandt von Max Ullmann, Schweinfurt.)

Kalender

Tebeth 5671 — Januar 1911

13		Freitag		13
14	Waj'chi I. Könige 2,1-12	**Sonnabend**	Nacht 5,6	14
15		Sonntag		15
16		Montag		16
17		Dienstag		17
18		Mittwoch		18
19		Donnerst.		19
20		Freitag		20
21	Sch'moth, Jesajah 27,6-28,13 u. 29,22-23	**Sonnabend**	Nacht 5,18	21

22		Sonntag		22
23		Montag		23
24		Dienstag		24
25		Mittwoch		25
26		Donnerst.		26
27		Freitag		27
28	Waëra, Jecheskel 28, 25-29,21	**Sonnabend**	Neumondsverkündigung Nacht 5,29	28

Merkspruch: Willst du zeigen deine Kraft, Bänd'ge deine Leidenschaft.

Verantwortlich für die Redaktion: H. H. Cohn, Berlin-Wilmersdorf. — Druck: Leonhard Simion Nf., Berlin S.W. 48.

Druck von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.